Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 28 (1924-1925)

Heft: 10

Artikel: Ein Briefkünstler

Autor: Seelig, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665112

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zen ist in drei solchen vertreten; dazu kommen der Emmer, das Einkorn, die Rispen= und die Rolbenhirse. In der Bronzezeit erscheinen noch der Spelz und der Hafer. Als Gemüse werden die Erbse, der Pastinak, vielleicht auch die Möhre, der Ropffohl, Räben, Acker= und Nüglisalat, die Hundspetersilie, die Melde und der Winden= knöterich der Fleischkost zugefügt. Die Samen der letztern beiden Gewächse lieferten Mehlspeisen. Obst= und Beerenfrüchte, Hasel=, Buch= und Baumnüffe wurden teils von den Wildlingen gesammelt, teils auch durch Anbau gewonnen. In den Funden fehlen sogar die Kerne der Wein= traube nicht; also dürfte auch die Rebe ange= pflanzt worden sein. So war der Tisch des

Pfahlbauers reichlich gedeckt. Öl lieferte der Mohn, Gespinstfasern der Flachs; eine Reseda, ein Holunder, einige Labkräuter die nötigen Farbstoffe.

Gestatten uns die Funde von Geräten, Wafsen, Wohnstätten, von Geweben und Schmuckgegenständen uns ein annähernd genaues Vild zu nachen, wie die Pfahlbauer ihre Tage versbrachten, so wird uns dagegen noch lange rätsels haft bleiben, welchen Völkerschaften sie angehörten, in welcher gesellschaftlichen Zusammengehörigfeit sie lebten, welches ihre religiösen Anschausungen waren; der Einblick in ihre geistige Kulstur ist uns noch versagt.

Ein Briefkünffler.

Von Carl Seelig.

Die Kunst, schöne Briefe zu verfassen, ist nicht diesem oder jenem Jahrhundert zugefallen, denn bekanntlich entströmen der klappernden Schreibmaschine nicht weniger gehaltvolle Epi= steln als der stilleren und zarteren Hand. Das Geheimnis ihrer suggestiven Kraft läßt sich eben keinesfalls durch irgendwelche Mätzchen oder an= gelernte Bildung erobern, sondern es gibt sich wie in allen Künsten — nur einigen vom Schick= sal gnädig bevorzugten Perfönlichkeiten hin. Doch welche Fülle birgt die kleine Schar! Wer dächte nicht an die treuherzigen Briefe der Frau Goethe, an die Lavaausbrüche Napoleons des Ersten, an die schwärmerischen Herzflüge Bettina von Arnims, an Gottfried Keller's wohlbedachte Mitteilungen und an Storm's behut= same Liebes= und Freundesbriefe? Ihnen schließt sich jetzt ein Jüngerer an, kein Dichter, Feldherr oder Schwärmer, aber Einer, der in seinem Reich ebenfalls ein Großer und Getreuer gewesen ist: der hamburgische Museumsdirektor Alfred Lichtwart.

Auch wenn man Gustav Pauli's vorbildliche Einleitung zu Lichtwart's "Briefen an die Kommission für die Verwal=tung der Kunsthalle" (die seit 1924 in zwei Bänden bei Georg Westermann in Ham=burg vorliegen) nicht kennen würde, könnte man sich das Bild dieses temperamentvollen Briefstünstlers doch mit aller Schärfe zurechtsormen. Nicht, daß er — wie manche Andere — sein eigenes Leben vertrauensselig erschlösse; im Gegen=teil, er entzieht sich dieser Schlinge, wo er nur kann. Ein besonderer Zug an Lichtwark! Er,

der den Frieden der Che und der Häuslichkeit nie begehrt noch erlangt hat — er brachte seine Lebensfraft so restlos öffentlichen Aufgaben dar, daß er an ihnen zur Gänze emporblühte und verging. Schnurgerade und in steiler Auffahrt läkt sich dieses rastlose Leben nachzeichnen. Seine erste Kindheit verbrachte der 1852 geborene Lichtwark, Sohn eines Müllers, mütterlicherseits dem Geschlecht des Johann Sebastian Bach zuge= hörend, in Reitbrof (Vierlanden) auf dem Lande. Außerordentliche Vermögensverlufte nötigten seine Familie, 1860 nach Hamburg überzuste= deln, wo der Vater neun Jahre später starb. Der Sohn wurde, da er schon damals eine ungewöhnliche pädagogische Begabung offenbarte, Lehrer, allein seine ungestüme Natur drängte zu ferneren Ufern. In seinen Freistunden bildete er sich weiter, fand persönliche Beziehungen zum Runfthistoriker Justus Brinckmann und durch diesen einen Gönner, der ihm das akademische Studium der Kunstgeschichte in Leipzig ermög= lichte. Zwei Semester später konnte er als besolbete Silfstraft am jungen Berliner Runft= gewerbemuseum die Vollendung seines Studi= ums selbst erschaffen, bis ihm sein Ruf als glän= zender und erfolgreicher Kunstkritiker 1886 das Amt des Museumsleiters der Hamburger Kunst= vereins-Sammlungen eintrug — jenen Posten, dem er bis zulett (1914) mit genialer über= legenheit und organisatorischem Geschick vor= stand.

Was er dort geleistet und an wissenschaftlichen Schriften veröffentlicht hat, müssen wir des Raumes halber übergehen. Die Arbeit war Lichtwark ein sakraler Genuß; eine Fülle von Anregungen, Plänen und Leistungen entlud sich ohne Ende seinem Hirn. Bildaufträge wurden erteilt, wertvolle Gemälde angekauft, literarische Werke veröffentlicht und Sammlungen angelegt, die weitherum ihresgleichen suchen. Nichts aber gab diesem Unermüdlichen stärkeren Impuls als die ausgedehnten Reisen durch die europäischen Runststätten. Neue Menschen zu sehen und frische Eindrücke in sich aufzufangen, unterließ Alfred Lichtwark nie. Seiner energischen, lebhaften, doch gleichzeitig weltmännischen und gütigen Natur erschlossen sich manche Türen, die andern Besucher fest verriegelt waren. Um nur einen zu nennen, den Berliner Maler Adolf Menzel: wie hat der bewegliche Hamburger die= sen zumeist mißtrauischen, borstigen Menschen teilnehmend an sich gezogen! Wie weiß er ihn in dieser oder jener Situation zu konterfeien:

Berlin, den 8. Dezember 1895.

"Sben komme ich von der Menzelfeier in der Akademie. Im Uhrjaal waren die Deputationen versammelt. Friedrichsgarde in alten Unifor= men und mit Blechmüten bildeten die Ehrenwache, baumlange Kerls, extra ausgesucht. Der fleine Jubilar, seit heute Erzellenz, schritt die Front ab. Im kleinen Erkerzimmer hielt er dann Cour. Langsam schoben sich die Deputa= tionen durch. Die meisten Sprecher machten's furz und sachte, nur hie und da erhob sich eine Stentorstimme wie die von Professor Stieler aus München. Menzel, der immer leise spricht, war nie zu verstehen, kaum für die Umstehen= ben. Doch wußte er in den langen Stunden von elf bis eins — offiziell war es so angesetzt, wird aber wohl länger gedauert haben — jedem ein freundliches Wort zu erwidern. Ich sah ihn noch einmal, ehe ich ging, er war frisch wie im ersten Moment. Im Saal schwirrten schon einige scherzhafte Worte, die er gejagt hatte. Eine ita= lienische Deputation hatte ihn durch ihren Küh= rer italienisch anreden lassen, lang und wohllau= tend. Aber der alte Herr versteht die Sprache nicht. Als es vorbei war, sagte er zu dem Herrn, der auch Deutsch verstand: entschuldigen Sie, ich habe nicht folgen können, ich bin erst so spät nach Italien gekommen, daß mein Ohr sich nicht mehr gewöhnt hat. Ich denke mir aber, ich werde in Threr Robe wohl nicht schlecht weggekommen sein und sage Ihnen auf gut Berlinisch herzlichen Dank."

Ühnliche Genrebildchen ziehen sich durch Licht=

warks Berichte Dutzendweise. Denn diese ganz zwanglos an die hamburgische Kunstkommission gerichteten, improvisatorischen "Reisebriese" (von denen die beiden Bände nur eine kleine, leider nicht mit einem Sachregister versehene Auswahl darstellen) sind alles eher als bureaufratische Aftenbündel. Sie dampfen förmlich vor Leben und Freude am Erlebten, weil der, der sie schrieb, kein trockener Fachsimpler, kein Angestellter, son= dern ein unablässig Schenkender und alles in allem die reine Infarnation des stolzen, freien Hamburger Geistes war. Eine unerschöpfliche Quelle fünstlerischer Betrachtungen und Anregungen schäumt aus diesen beiden Bänden. Doch nicht nur Vilder und Galerien werden gemu= stert, auch bedeutende Menschen, Städte und Rulturen sinden in Lichtwark einen aufmerk= samen und bei aller Anteilnahme sehr kritischen Schilderer. So regt ihn ein verhältnismäßig frühzeitiger Besuch (1893) bei Hans Thoma zu einer feinabgezirkelten Studie über diesen Ro= mantiker an. Und wie erinnerungswürdig lebt Arnold Böcklin wieder auf:

Stuttgart, den 12. April 1893.

"— Über Tisch kam das Gespräch darauf, daß Klinger fürzlich mit seinen beiden Schwestern bei Böcklin zum Besuch gewesen ist. Es geht ihm wieder recht gut, nur die Beine wollen nicht. Auch sein Luftschiff ist wieder einmal fer= tig. Diesmal definitiv. Nächstens will er nach Berlin, um es den Luftschiffern vorzustellen. Er wohnt hoch oben in Fiefole und hat sich mit Frau Dr. Meyer (der Stickerin) befreundet, malt sie sogar, und sie hat von ihm einige Werke er= worben, z. B. das Tripthchon, die der Kunfthan= del ihm selbst in schlechten Zeiten nicht entrei= ßen konnte. Übrigens ist Böcklin rasend auf die Wenn der Name X. genannt Runsthändler. wird, explodiert er. Dieser hat es auch bös ge= trieben, ihm die Sachen billig zu entreißen. So hat er ihm auch unsere Feueranbeter durch ein in Hamburg übrigens schon befanntes Manöver abgelockt. Lange Zeit ist Böcklin immer wieder darauf hincingefallen. Noch nachdem er X. hin= ausgeworfen hatte, legte ihn dieser hinein. Eines Tages kommt eine feine alte Dame mit einer sehr guten Empfehlung. Sie lebte in Danzig, sagte sie, und dort hätte sie sich in ihrem Garten nach dem Mcer einen Pavillon bauen laffen, und ihr höchster Wunsch wäre es nun, in diesem Pavillon für sich und ihre Freunde einen Böcklin zu besitzen. Aber unter allen Bildern des

Meisters gesielen ihr am besten die Feueranbeter in Basel. Der Alte wird weich und malt ihr eine Biederholung für tausend Mark. Es war des Händlers Tante gewesen, wie Böcklin bald darauf ersuhr, als sein Bild nach Hamburg verskauft war.

Kür Krau Böcklin schwärmen sie alle. Sie ist immer noch die Sonne und die Lebenswärme im Haus und hat nur den Fehler maßloser Eifersucht. Ich kann mir denken, wie behaglich es war, wenn die ganze Gesellschaft da oben in Fiesole am Kamin saß, dem majestätischen Strom der deutschen Rede von Frau Böcklin lauschend, der aber sofort in einen Katarakt von Italienisch überschlug, wenn das Thema ihre tiefere Teilnahme erweckte, namentlich wenn das Gebiet des Gespenstischen gestreift wurde. Böcklin und seine Frau sind gläubige Gespensterbe= kenner und haben auch viel Sonderbares erlebt. Einmal in Zürich, als sie die Treppe in ihrem Hause hinauf gingen, kam ihnen ein großes schwarzes Etwas entgegengerollt, ein Riesen= muff, warf sie beinahe um und war verschwun= den. Beide hatten es zu gleicher Zeit gesehen und gefühlt, und oben und unten waren alle Türen zu.

Böcklin selber, obgleich ein Gläubiger, hat doch auch hier noch den Schelm im Nacken. Klinger fand ihn eines Abends, als er herum kam, in seinem Garten, Blätter am Boden aufsuchend. Er tat sich mit dem Bücken sehr sauer. Als Klin= ger ihn fragte, was er damit wolle, bedeutete er ihm, die Magnolienblätter hätten die Sigentiim= lichkeit, mit unheimlichem Geknatter zu verbren= nen, wenn man sie in den Kamin würfe. Seine Damen wüßten es noch nicht, er wolle sie damit grausen. Klinger mußte nun mithelfen und als die Stimmung danach war, machte sich einer nach dem andern am Ramin zu schaffen, bis die Damen es merkten und fragten. Da die Dinger gar nicht losgehen wollten, wurde das Geheimnis verraten, und kaum wußten es die Damen, so befannen sich die Blätter, und es begann im Ramin ein Prusten und Zischen und Knattern, wie man es nicht für möglich gehalten haben sollte, das aber jetzt ein unauslöschliches Ge= lächter erweckte."

Die blendende, selbstbewußte Führernatur Lichtwarks hat sich nicht gescheut, da und dort scharfe Kritik anzubringen. So klagt der frühere Lehrer über die Schule:

"Die Schule ist wie die Kirche ein Ding an

sich geworden, sie weiß kaum noch, daß sie eine Dienerin war (und sein sollte), sie ist zur Herrin und Thrannin geworden, die sich das Leben untertan macht, eine Zerstörerin von Menschenglück im Dasein des Kindes, das in ihre Macht gegeben ist, und damit im Dasein der Familie. Sie hat es soweit gebracht, daß der Mehrheit in unserm Volk alle Beschäftigung mit geistigen Dingen verhaßt geworden ist. Es ist fürchterlich, zu beodachten, wie ungebildet die Stände in Deutschland sind, denen die Führung obliegt. Ist sich die Schule klar, daß sie nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern der Volkswirtschaft zu dienen hat? Unsere Schule macht satt, nicht hun grig."

Schließlich sei noch eine Anekdote mitgeteilt, die beweist, wie famos Asred Lichtwark Scherz und Ernst in seine Briefe streute:

Hamburg, den 7. August 1909.

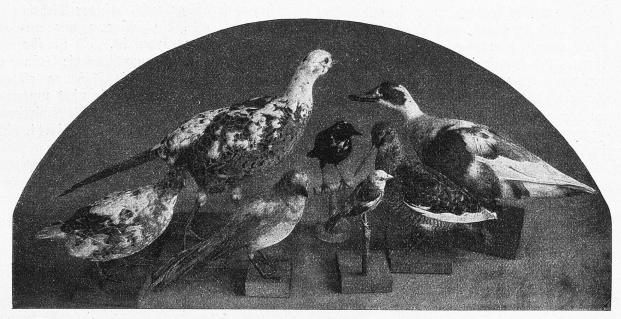
"Liebermann, der hier sehr schlechtes Wetter getroffen, ist wieder abgereist. Aber er hat eine Reihe wunderschöner Studien gemalt und das oft besprochene Bild der Alster am Abend vorm Fährhaus entworfen. Es wird, glaube ich, ein Hauptbild. Un den schlechten Tagen hat er dann für uns den Dichter Dehmel gemalt, der seit Jahren in Blankensee wohnt. Es ist fast fertig. Im September kommt er wieder, die leizte Hand anzulegen. Als ich ihm fagte, daß ich es für seinen stärksten Wurf im Bildnis hielte und die Grazie der Haltung bewunderte, die Dehmel eigen ist, und den zusammengefaßten Ausdruck des Kopfes, der das Grübeln und Sin= nen und die andere sinnliche Seite des Tempe= raments, das Abwartende und Sprungbereite, das er in der Unterhaltung hat, kurz alle Mög= lichkeiten der Entladung enthält bei voller Ruhe, meinte Liebermann: das strebe ich jetzt an. Se= hen Sie, Manet, der hat den schönen Vortrag, das ist ihm die Hauptsache, da fängt er an, das ist auch sein Ziel. Es kommt sehr selten, daß er, wie bei dem Rochefort in Ihrer Galerie, auch das Seelische trifft. Ich muß beim Ausdruck anfangen und muß auf den Ausdruck hinaus. Der Vortrag steht bei mir an zweiter Stelle. Ich kann nicht elegant malen. Aber jetzt hoffe ich, wo ich den Ausdruck bezwingen gelernt habe, daß nun auch der schöne Vortrag kommt.

Dies Bekenntnis bei einem Mann über sechzig hat mich sehr ergriffen. Es liegt darin auch die Offenbarung des deutschen Wesens in ihm.

Dehmel, der mehr Neigung hatte, sich von

Trübner malen zu lassen, ist sehr zufrieden. Nach der ersten Sitzung hatte er noch allerlei Wünsche. Liebermann hörte sie an, lächelte und rief ver= gnügt: Hören Sie mal, Sie können nicht von einem Bildnis verlangen, daß es auch Papa und Mama jagen kann."

Der Albinismus.



Partiell albinotische Bögel. Von links nach rechts: Obere Neihe: Fasan, Amsel, Wilbente. Untere Neihe: Nebs huhn, Elster, Haussperling, Waldschnepfe.

So anmutig ein weißes Reh mit roten Augen uns auch erscheinen mag, ist es doch zu be= dauern, da seine — zudem kurzsichtigen — Augen vom hellen Tageslicht geblendet werden. Es zeigt vollkommene Weißsucht, wie man die krank= hafte, auf Fehlen des natürlichen Karbstoffes be= ruhende Erscheinung nennt. Solche Albinos ober Rakerlaken treten ab und zu in fast allen Klassen des Tierreiches auf, ja, sie sind häufiger, als nach unseren doch mehr zufälligen Beobachtungen angenommen wird. Derart auffallende Tiere sind ja weit mehr Verfolgungen ausgesetzt als ihre normal gefärbten Artgenossen, die ihnen auch an Körper= wie an Geisteskräften überlegen sind, so daß Albinos im Kampf ums Dasein bald erliegen. Weißlinge aber, die als Haustiere oder Hegewild unter des Menschen Obhut stehen, ver= erben diese Eigentümlichkeit häufig auf ganze Generationen und verfestigen sie dadurch so, daß sie zur Spielart werden, wie die weißen Mäuse oder Kaninchen, die Lieblinge der Kinder, mehr aber noch die Frettchen unserer Jäger lehren, die nur Albinos des braunen Iltis sind. In anderen Fällen freilich pflanzen sie sich überhaupt nicht fort, so die weißsüchtigen Pferde, die im Unterschiede von den Schimmeln rote Augen haben, wie denn vor allem zahme Albinos manscherlei Entartung zeigen. Weiße Katzen sind beispielsweise häufig taub, während die Wildkatze überhaupt nicht zu weißlicher Verfärbung neigt. Dagegen sinden sich beim Fuchs alle nur denksbaren übergänge bis zum rotäugigen Vollalbino.

Weit mehr Albinos als unter den Säuge= tieren gibt es aber unter den Bögeln, und zwar vor allem den schwarzgefärbten, wie zum Beispiel den Krähen, Amseln und Schwalben, so daß also der sprichwörtliche weiße Rabe sogar verhältnismäßig häufig vorkommt. Er ist jedoch nicht immer ausgesprochen weiß, sondern mehr hellbraun oder dunkelgrau, also ein unvoll= kommener Albino wie sein menschlicher Wider= part, der gelbliche oder rötliche Neger, bei dem die natürliche Farbe der Augen, Haut und Haare nur schwächer ist. Das bekannteste berartige Beispiel sind die isabellenfarbigen Ponys mit ihrem lichten, rötlichgelben Haar, und auch der sogenannte weiße Elefant, der in Siam geradezu abgöttisch verehrt wird, gehört im großen ganzen wohl hierher. Seine lichte Farbe ist ebenfalls nicht mehr weiß, sondern schimmert stark ins Rötliche.

Viel häufiger aber ist das Auftreten weißer